

PREDIGT über Psalm 104 und die Artenvielfalt des Lebens

Es war ein ganz besonderes Erlebnis, das ich mir selbst zu meinem 60. Geburtstag heute vor einem Monat schenkte. Ich begab mich -bepackt mit einem Rucksack voller Verpflegung und mit Schlafsack– für drei Tage in einen Wald im nördlichen Teil des Rothaargebirges im Sauerland. Ich wollte diese Tage allein sein mitten in der Natur, da ich wusste, dass ich nirgend sonst so sehr zu mir selbst kommen kann, wie auf diese Weise.

Es waren drei intensive Tage, mit Nässe und Hitze, zwischendurch mit schmerzenden Schultern (weil der große Rucksack zu schwer gepackt war), mit intensiven Begegnungen in beeindruckenden Landschaften, mit Wildtieren, die mir teils ganz nah kamen, mit tiefer Ruhe, Glück, Freude, Angst, Vertrauen, Zweifel und Zuversicht.

Unvergesslich für mich bleiben aber die Erlebnisse, morgens wach zu werden, auf dem Erdboden liegend unter freiem Himmel in das Blätterdach schauend, am Waldesrand, nah an einer Lichtung. Tiefe Ruhe um mich herum. Ein Gefühl von Dankbarkeit und Demut, vor allem das tiefe Gespür in diesem Augenblick, Teil des Waldes und all seiner Vielfalt zu sein. Es ist in Worten kaum beschreibbar. Ich zehre in der Erinnerung immer noch von der besonderen Kraft, die in diesen Momenten lag. Ich kenne dieses Gefühl zu Hause nicht, sicher umgeben von Stein und Beton, abgeschirmt von all der Kommunikation, die in der Natur stets stattfindet. Denn, so ruhig es auch war, überall um mich herum lebte ja alles in einer faszinierenden Gemeinschaft.

Dass wir selbst mittendrin sind, ein Teil der ökologischen Netzwerke, der Vielfalt der Arten, die einander bedingen, dessen sind wir uns meist nicht bewusst.

Es ist die Haltung und die Erzählung des Getrenntseins, die uns bis heute bestimmt. Alle Lebewesen existieren in dieser Geschichte für sich, jedes versucht, sich durchzusetzen, notfalls auf Kosten des anderen. Der Mensch ist dabei ein besonders herausgehobenes Wesen.

Dieses Verständnis ist nicht von Anfang an beim Menschen dagewesen. Hunderttausende von Jahren verstanden wir uns als Teil der geschaffenen Welt, sahen den großen Geist Gottes in jedem Geschöpf. Alle hatten ihre besondere Aufgabe in diesem Netzwerk des Lebens.

Doch spätestens mit der Sesshaftwerdung, mit immer dauerhafterer Nutzung von Boden und anderen Tieren für den Zweck, die Nahrung zu mehren und die Notwendigkeit, große Menschenansammlungen in den ersten Städten versorgen, spätestens mit dem Ausbau von Technik und der Beherrschung anderer Lebensarten entsteht das Verständnis, dass alles Geschaffene für den Menschen da ist, der am Ende der Entwicklung des Lebens steht, gewissermaßen sein einziges Ziel ist. Und so verhält sich der Mensch dann auch mehr und mehr.

Die Bibel entsteht in einer Zeit, als sich die Landwirtschaft längst etabliert hat, in der es in großen Städten Probleme gibt, das Gemeinschaftsleben zu organisieren.

Es gibt Gefährdungen durch fehlende Hygiene, verdorbene Nahrung, Infektionen. Dabei spielt interessanterweise bereits damals das zu enge Zusammenleben von ehemaligen Wild – und nun Nutztieren und den Menschen eine nicht unbeträchtliche Rolle. Kommt uns das bekannt vor?

Der Mensch hat damals vielfach das Wissen um natürliche Zusammenhänge und die Gefahren bei der bedenkenlosen Nutzung und Ausbeutung von Tier und Pflanze für seine Zwecke verloren. Auch die Bibel teilt weitgehend die Haltung des Getrenntseins des Lebens und seiner Arten. Zur Trennung kommt das Verständnis von Macht und Herrschaft dazu. Erste Königtümer und ein hierarchischer Gesellschaftsaufbau entstehen.

Auch das Gottesbild ändert sich. Gott ist nun auch ein König, ein allmächtiger Herrscher, männlich, menschenähnlich, auf einem Thron sitzend. Nur noch wenige Bilder, die aus der Tierwelt kommen, werden mit Gott verbunden.

Umso erstaunlicher ist Psalm 104 – eine der großen Ausnahmen in unserer Bibel.

„Licht ist dein Kleid“. Gott baut seine Gemächer über den Wassern. Da ist das Königsbild wieder da, längst einmarschiert in die religiösen Bilder der Zeit. Aber hier verbindet es sich so sehr mit den Naturgewalten und allen Lebewesen, großen wie kleinen, dass man meint, Gott ist mittendrin im Quellenwasser, von dem die Tiere trinken. In jedem Fall freut er sich scheinbar über jedes seiner Geschöpfe und alle Güter der Erde, die durch seine ordnende Hand ihren Raum haben, sich ernähren und Freude am Leben haben. Dabei sind nicht nur Nutztiere genannt, sondern in der großen Mehrheit Wildtiere in großer Vielfalt, aber eben auch Berge, Täler, Wasser, Bäume, Gestirne und vieles mehr. Der Mensch kommt vor, aber in keinerlei herausgehobener Weise. „Du hast sie alle weise geordnet“. Alle leben von der sich öffnenden Hand Gottes. Alle verbindet sein Odem, sein Lebensatem.

Dabei verliert sich der Psalmbeter nicht in romantischen Gefühlen. Immer wieder dringt die Macht hindurch, die hinter dem Schöpferischen steht, die Demut vor dem Gewaltigen der Landschaften und der Lebenskräfte, die dahinter stehen. Aber auch Empathie. Schöpfung geschieht – in jedem Augenblick. Eins braucht dabei das andere. Alle brauchen Gott.

Dies ist ein Bild der Verbundenheit und der zahlreichen Beziehungen und der Kommunikation und Kooperation in der Artenvielfalt des Lebens. Natürlich achtet ein jedes Individuum auf sein eigenes Leben, sucht es zu schützen, so gut es geht. Aber das Tragende ist das Netz, das Leben, das das andere braucht, ob als Nahrung oder in der Aufgabenteilung. Pflanzen entwickeln Nahrung und Sauerstoff für die Tiere, zu denen wir gehören. Tiere sorgen mit ihrer Atemluft für den Stoff, den die Pflanzen brauchen, CO₂. Tiere

helfen in einer faszinierend vielfältigen Weise, den Pflanzen sich zu vermehren, während sie sich zugleich von ihnen und teils untereinander ernähren. Alles hat seinen Raum. Alles lebt von einer ordnenden Hand.

Dabei nimmt die Vielfalt auf faszinierende Weise immer mehr zu, bis gewaltige Kräfte für Einschläge und Umwälzungen sorgen, die größere Veränderungen in Temperaturen und Luftzusammensetzungen bringen und Arten aussterben, um danach wieder neue hervorzubringen. Davon ahnt der Psalmbeater etwas.

Genauer über die Zusammenhänge kennt er nicht.

Heute wissen wir:

Fünfmal hat es ein umfassendes Artensterben auf dieser Erde gegeben, seit sich erstes Leben vor ca. 2 Milliarden Jahren entwickelt hat. Doch nun steht der größte Artenschwund seit dem Aussterben der Dinosaurier vor 65 Millionen Jahre bevor, ausgelöst und verursacht diesmal durch eine einzige Spezies auf diesem Planeten, dem Menschen. Das ist bisher einzigartig in der Geschichte der Erde.

Keine Art stirbt für sich allein. Wir sind schon seit geraumer Zeit Zeuge eines rasanten Verlusts an Biodiversität. Viele Arten verschwinden für immer. Nicht nur Nashörner, Elefanten, Tiger, Leoparden, demnächst Löwen. Sondern auch die vielen Kleinen, von denen unser Leben und Überleben unmittelbar abhängt, von den Insekten. Wir sind uns der Dramatik und Dimension nicht annähernd bewusst, die hier geschieht. Der Mensch greift so tief in die natürlichen Prozesse überall auf der Erde ein, dass ab einem bestimmten Punkt nichts mehr gerettet werden kann. Die Probleme, die wir uns jetzt schon mit Viren schaffen, die durch die Zerstörung der natürlichen Lebensräume vieler wilden Tiere, zum Beispiel der Regenwälder, oder durch Massentierhaltung entstehen, sind sehr geringe, gegenüber denen, die noch folgen werden.

Gibt es noch eine Chance, dies zu ändern, die Entwicklung aufzuhalten?

Ja, noch gibt es sie, wie auch der Evolutionsbiologe Matthias Glaubrecht in seinem fast 100 Seiten neuen Buch „Das Ende der Evolution“ feststellt. Aber die Zeit drängt sehr.

Was wir brauchen, ist ein Perspektiv- ja ein Paradigmenwechsel. Wir brauchen eine neue Erzählung von der Verbundenheit allen Lebens. Christinnen und Christen haben in der Regel wenig Empathie gegenüber Tieren und anderen Lebensarten, noch weniger als andere Menschen unserer Gesellschaft. Das hat mit der Geschichte der Religionen und der Kirche zu tun, in der bisher immer nur der Mensch mit seinen Bedürfnissen gegenüber Gott im Mittelpunkt stand. Dass auch anderes Leben eine Seele hat und diese mit dem Lebensatem, dem Odem Gottes, in enger Beziehung steht, das gestehen einige Theolog*innen erst seit einigen Jahren fast klammheimlich zu.

Wir brauchen eine Theologie, eine Ansicht des Lebens, die die Verbundenheit lehrt, das Eingebundensein auch des Menschen als Teil der Natur, und die daraus radikale Konsequenzen für einen anderen Umgang mit der Natur zieht.

Wir sollten so bald wie möglich anfangen, unser Leben deutlich zu ändern, mit Achtung und Achtsamkeit vor allem anderen Leben. Wenn wir selbst ein Teil der ökologischen Netzwerke sind, wenn Gott nicht getrennt außerhalb des Lebens steht wie wir auch nicht getrennt von anderem Leben sind, dann ist Gott in allem Lebendigen zu finden. In uns. Für uns. Mit uns verbunden -immer. Dann gelten seine Liebe und Zuwendung, seine offene und gebende Hand jeder Lebensart gleichermaßen, von kleinen Mikroben bis zu komplexen Lebensarten. Dann sind wir Leben, das leben will, inmitten von Leben, das Leben will, wie es der großartige Theologe, Arzt, Organist, Philosoph und Naturwissenschaftler Albert Schweitzer gesagt hat.

Dann richten wir uns nach einem solchen Leben aus und spüren, welche Begabungen und Aufgabe wir im Netzwerk des Lebens haben. Dann wollen wir wieder Vielfalt fördern, von Klein und Groß, von Pflanze, Tier und Mensch. Dann freuen wir uns an dieser Vielfalt und nehmen unsere Gewalt zurück. Dann sind wir mit weniger Materiellem zufrieden. Dann fördern wir kleine und größere Lebensräume, indem wir überall Wildpflanzen säen, auf dem Balkon, im Garten.

Dann reißen wir Steine auf, wo es möglich ist, sorgen für die Belebung des Bodens und lassen es sprießen und wachsen. Dann lernen wir, welche Pflanzen uns zu Nutzen sind, aber auch anderen Tieren wie Wildbienen und anderen Insekten. Dann legen wir Wasserstellen an heißen Tagen an, kleine oder größere, für Insekten und Vögel, kümmern uns um verdurstende Stadtbäume, die uns Kühlung und Sauerstoff bringen. Dann füttern wir Vögel artgerecht und ganzjährig, weil sie unsere Hilfe bei der Versorgung brauchen, bis sich endlich wieder unsere Landwirtschaft geändert hat und die Insekten wieder zugenommen haben. Dann ernähren wir uns von Bio-Lebensmitteln oder bauen diese am besten wieder selbst an, soweit uns das möglich ist. Dann fördern wir als Kirchengemeinden eine neue Landwirtschaft in der Zusammenarbeit mit Naturschutzverbänden und Bodeninitiativen. Es gibt so viele Möglichkeiten.

Und das Schöne ist: wir werden merken, wie unsere Lebensfreude wieder wächst, wie unsere Depressionen verschwinden, wie wir zufriedener und glücklicher werden, wenn wir uns auf die Natur einlassen, deren Teil wir sind.

Auch das möchte der Psalmbeter von Psalm 104 weitergeben: Freude über das Leben und Liebe dazu.

Es tut sich heute vieles in einer Zeit der Krise und des großen Wandels. Noch ist es schwer, zu erkennen, ob es reicht für den Menschen. Aber auch der Mensch ist Teil eines Lebens, das eine hohe soziale und kooperative Intelligenz hat. Der Mensch gehört sogar

zu den besonders begabten Wesen, die intelligent zusammenarbeiten können. Wir beweisen das ja zurzeit ganz beeindruckend im Kampf gegen ein einziges kleines Virus. Das kann Hoffnung machen.

„Du sendest aus deinen Odem, so werden die Arten geschaffen, und du machst neu das Antlitz der Erde.“ Wie schön, dass wir ein Teil, ein Moment dieses Wunders des Lebens sein dürfen. Freuen wir uns daran und leben wir das Wunder, solange es uns geschenkt ist. Beteiligen wir uns aktiv am Netzwerk des Lebens – mit allen Fasern unseres Seins und mit all den Begabungen, die uns geschenkt sind.

Vor einem Monat, in den drei Tagen im Wald, rund um meinen Geburtstag, ist mir das so bewusst geworden wie selten zuvor.

Die Krise ist eine große Chance, wieder zu uns selbst zu kommen und zum Sinn unseres Daseins auf dieser Erde, in Liebe und Achtsamkeit sowie Freude gegenüber allem Lebendigen zu leben.

Amen.

Predigt von Pfarrer Friedrich Laker, Ev. Lydia-Kirchengemeinde Dortmund – gehalten in der Pauluskirche Dortmund am 9.8.2020 www.theologiedeslebens.blog